

Die Schweizerische Landesaussstellung von 1883 in Zürich

Autor(en): **Geiser, G. R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **13 (1937)**

Heft 33

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751901>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Schweizerische Landesausstellung von 1883 in Zürich

Eine Jugenderinnerung von G. R. Geiser

Es liegen schon 53 Jahre, ein ganzes Menschenalter zurück, seit ich als handelsbessener Lehrbube das Glück hatte, die Landesausstellung in Zürich besuchen zu dürfen. Dieses Ereignis hat bei mir einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Mit einigen Freunden besuchte mein Vater im Monat Juni die Landesausstellung, von der zurückgekehrt, er sehr viel Interessantes und Schönes zu berichten wußte. An meinen gierig leuchtenden Augen muß er meinen sehlichstesten Wunsch, die Ausstellung besuchen zu dürfen, abgelesen haben, denn ganz unvermittelt sagte er zu mir: «Gustav, wenn di rächt ufführst u dr Herr K. (mein Prinzipal) mit dir z'friede isch, so chast de au für 3 Tag go Züri use.» Nun frage ich, welcher Stift hätte bei der Eröffnung einer so großartigen Perspektive sich nicht zusammengerissen und wenigstens für einige Zeit den Musterjüngling gespielt?

Je nun, ich schien zur gegebenen Zeit als würdig erachtet zu sein, um unter dem Protektorat des Handwerker- und Gewerbevereins von L. die Landesausstellung besuchen zu dürfen. Am Abend vor der Abreise händigte mir mein Erzeuger 7 Fünfliber aus, mit der wohlmeinenden väterlichen Ermahnung, sparsam damit umzugehen. «Du wirst nid alls brauche, 's isch nume as-de nid i Verlägeheit chunste, we dir öppe-n-öppis Ugrads sötti passiere.» Somit rechnete der gütige Spender, daß ich noch einen ordentlichen Aktivsaldo nach Hause bringen werde. Ich dachte bei mir: he, mir wei de luege, z'erwei mir jetzt anfang uf Züri use.

Am 23. Juni in der Frühe fuhren wir 112 Mann hoch, sogar II. Klasse, mit einem Berner-Extrazug Zürich zu und stärkten uns dort an einem flotten Znüni im alten Du Nord. Dann ging es dem großen Ereignis entgegen. Als «richtig gehender» Dörfler sperrte ich schon beim Anblick des Hauptportals der Ausstellung Maul und Augen auf, auch die Ohren kamen auf ihre Rechnung. All die großartigen Bauten imponierten mir mächtig.

Mein Vater, der mit dem Bitter-Dennler gut befreundet war, hatte uns erzählt, daß dieser einen sehr schönen

Pavillon dort habe und daß ein schönes Bärnermeitschi, das Grittli, mit holdestem Lächeln einem den «Bittern» kredenzte. Ich schlich mich darum von der Gesellschaft fort, um ja recht bald das Grittli zu sehen und um ihm, unaufgetragen, vom Vater einen Gruß auszurichten. Ich kam denn auch zu meinem Bittern, mit Syphon sogar, und erhielt ein freundliches Lächeln.

Ich durchstreifte die Ausstellung auf eigene Faust, und lange Zeit vor automatischen Schraubenmaschinen, der prächtigen Baumwollfontäne der Spinneri Hehr. Kunz. Ebenso fesselte mich die Schokoladefabrikation von Sprüngli so lange, bis ich ein Musterräfel erhielt. Mächtig ergriff mich das Relief vom Bildhauer Vela, «Opfer der Arbeit», in dem ich ein ganz großartiges Kunstwerk sah.

Nach dem Mittagessen, zu dem ich mit einiger Verspätung kam, ging ich nach dem Bahnhof, bestieg dort das Rößlitram und fuhr in die Enge bis ans Endziel. Dort angekommen, blieb ich sitzen, und als mich der Kondukteur fragte: «Wohie fahrt-Sie?» antwortete ich: «He, so wyt als-s-göht.» — «Also Tüüfbrunne», sagte der kleine, rundliche Mann. Von dort ging es nochmals zum Stock hinaus und wieder zum Bahnhof zurück, so sehr gefiel mir das Rößlitramfahren. Ich ahnte damals nicht, daß ich 11 Jahre später als Betriebschef, genügend und gratis — elektrisch Tramfahren konnte.

Am Abend zog es mich mit aller Gewalt nach dem Zirkus Rancy, der im Seefeld seine prächtigen Vorstellungen gab. Als ich nach Schluß der Vorstellung, um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr, sehr müde mit meinem Freunde Ruedi den Zirkus verließ, um nach unserem, für den Verein bestimmten Quartier, dem Gasthaus zur Sonne in Untersträß, zuzustreben, ahnten wir nicht, daß daselbst schon alle Betten besetzt und wir genötigt waren, ein für uns reserviertes Privatlogis aufzusuchen. Wo dieses sei, fragten wir etwas kleinlaut, worauf man uns vertröstete, daß der Portier mit uns kommen werde. Nachdem wir unseren hungerigen Mägen noch etwas an Speis und Trank zugeführt hatten, zogen wir kurz vor Mitternacht von dem brum-

mig unsere Effekten tragenden Portier begleitet, limmatalabwärts.

Die mitternächtliche Wanderung wollte kein Ende nehmen. Ich dachte bei mir, daß Paris an Ausdehnung jedenfalls nicht größer sein könne. Aber schließlich langten wir doch, schweißstriefend, in dem uns zugewiesenen Logis, — der alten Trotte in Högg, an. Nicht sonderlich war der Wirt über die späten Gäste erfreut und ebenso wenig dürfte es der Portier vom langen Heimweg gewesen sein. Auch Freund Ruedi war nicht gut gestimmt, da ihm kurz nach dem Abmarsch nach Högg sein Hosenträger hinten riß und er auf dem nächtlichen Tüppel genötigt war, die Hose mit den Händen in passender Höhe zu halten.

Anderntags erklärten wir dem Wirt, daß wir diesen Abend keinesfalls nochmals so weit «trotten» wollen. Man sicherte uns dann ein Matratzenlager in der Kegelbahn zu, mit dem wir uns, — faute de mieux, schließlich zufrieden gaben.

Den Sonntag Vormittag brachte ich wiederum in der Ausstellung zu und fuhr am Nachmittag ins Seefeld hinaus, die Kunstausstellung zu besichtigen, die mich ebenfalls sehr beeindruckte. Hernach ließ ich mich im Palmengarten der alten Tonnhalle zu einem z'Abig nieder. Bald aber zog es mich gewaltig nochmals nach dem Zirkus hin, woselbst ich einige von meinen Reisekameraden traf. Am andern Morgen fand ich es für dringend notwendig, eine Revision meiner Reisekasse vorzunehmen. Zu diesem Zwecke mußte ich außer dem Geldtäschli (eine Brieftasche kam nicht in Frage) sämtliche Säcke und Taschen meines Habits nach versohbenen Batzen untersuchen. Das Ergebnis war nicht gerade erfreulich. Bei Anwendung der mir speziell anempfohlenen Sparsamkeit konnte ich die Ausstellung nochmals besuchen und mit einer gewissen Erleichterung die Heimreise antreten. Nach meiner begeisterten Rückkehr wollte mein Vater wissen, wieviel Geld ich ihm zurückbrächte. Erwas bekommen gab ich ihm die Antwort: «He, alls ha-nig nit bruchst, es si gäng no feuf Batze do», und strackte ihm etwas zaghaft einen silbernen «Füfzer» entgegen, auf dessen Rückgabe er großmütig verzichtete, jedoch wissen wollte, was ich mit dem vielen Geld eigentlich angefangen habe. Aus der in meinem Notizbüchli enthaltenen Aufstellung über Einnahmen und Ausgaben figurierte unter letzteren ein ordentlicher Posten «Diverses», und die Bilanz ergab richtig einen Aktivsaldo von 50 Rappen. Vielleicht wäre manches einzusparen gewesen, doch hätte dann die Ausstellungsreise entschieden an Reiz verloren.

Der chinesische Kuchen

Fortsetzung von Seite 1038

und Schanghai für den Handel und für die Niederlassung britischer Bürger freizugeben, zumal der sieges-trunkene Kapitalismus den Vertrag von Nanking als den Anfang vom Ende Chinas aufgefaßt hat. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Frankreich und sogar Belgien und Schweden verstanden es binnen weniger Jahre, ähnliche Konzessionen wie die Engländer zu erzwingen.

England und Frankreich als Wortführer des kapitalistischen Imperialismus warteten von 1842 an mit Ungeduld auf eine Gelegenheit, die Bresche, die in das chinesische Verteidigungssystem geschlagen war, zu verbreitern. Eine solche Gelegenheit ergab sich am 8. Oktober 1856, als die Chinesen eines ihrer Schiffe, das unter britischer Flagge segelte, «aufbrachten». Vorher war gerade ein französischer Missionar hingerichtet worden, und dieser in China banale Fall diente den Franzosen als willkommenen Anlaß, an einem gemeinsamen Feldzug gegen die Chinesen teilzunehmen. 1860 nahmen die Alliierten Peking, und der dort geschlossene Vertrag sicherte den Fremden Bewegungsfreiheit im Innern des Landes zu und garantierte den Missionären freie Betätigung. Auch wurden zahlreiche weitere Häfen dem internationalen Verkehr geöffnet und der bereits 1842 geschaffene Begriff der «Exterritorialität» wesentlich erweitert.

Nunmehr bestand in den Ländern der weißen Rasse kein Zweifel mehr darüber, daß der Augenblick der Aufteilung des «chinesischen Kuchens» gekommen sei. China lag am Boden und sowohl England und Frankreich, wie die herangeeilten U. S. A. und Rußland nahmen sich alles, was sie wollten.

Die Schläge, die China erlitten hatte, trafen zunächst die Mandschu-Dynastie am empfindlichsten. Die Krise der Dynastie konnte aber diesmal nicht mehr auf die dünne oberste Schicht lokalisiert werden. Durch die Breschen, die die militärischen Expeditionen geschlagen haben, drangen die einander befehdenden, zersetzenden Ideen der weißen Rasse ein. Der Kampf zwischen Wissenschaft und Religion, der damals im Westen Europas ausgegossen wurde, wühlte auch die Intelligenz Chinas auf, und die kapitalistischen Wirtschaftsformen, die mit den fremden Eroberern in einzelne Teile Chinas einzogen, wirkten sich ebenfalls zersetzend aus. Jäh, ohne jeden Uebergang, löste sich sowohl das Jahrtausende alte Zunftsystem, wie das seit undenklichen Zeiten bestehende

Patriarchat auf. Ein chinesisches Proletariat entstand, und auf der anderen Seite zog mit den chinesischen Unternehmern der kapitalistische Individualismus ein und ging daran, mit dem Kult der Familie aufzuräumen.

Fast unberührt von dieser — chinesisch-städtischen — Entwicklung blieben während langer Jahre die landwirtschaftlichen Massen Chinas, die «Bauern der 40 Jahrhunderte». Bei ihnen herrscht immer noch der Ahnenkult und das Patriarchat. Demgemäß geht auf dem Lande die Vermehrung der Bevölkerung in derselben Schnelligkeit weiter, die die soziale Ethik des Patriarchats seit jeher vorschrieb. Die wirtschaftlichen und politischen Widersprüche, unter denen ganz China leidet, wirkt sich indessen auch auf die vielen hundert Millionen Bauern aus, und eine schwere Agrarkrise wurde heraufbeschworen, die um so unerträglich ward, je mehr der Prozeß der Aufteilung der bäuerlichen Besitztümer unter die Söhne der «Patriarchen» fortschritt. Die Armut wuchs und trieb viele Existenzen dem Banditismus in die Arme, und so entstand ein Reservoir, aus dem die berüchtigten «chinesischen Generäle» das Menschenmaterial für ihre Söldnerheere schöpfen konnten.

Während das bäuerliche China an den Umwälzungen nur passiv und als Lieferant von Kanonenfutter teilnahm, haben das Bürgertum und die gebildeten Schichten bereits in den Achtzigerjahren versucht, eine neue geistige Verteidigungslinie auszubauen. Auf den Trümmern des Patriarchats entstand in den Städten ein fortschrittlicher chinesischer Nationalismus. Anstatt sich aber — wie dies der Mikado tat — an die Spitze des Fortschritts zu stellen, entschloß sich die Kaiserinmutter Tschu-Tsehi-Schi im Jahre 1898, das vom Kaiser eingeleitete Reformbewegung zu zerschlagen, den Kaiser zu internieren, die Träger der Reformbewegung köpfen zu lassen und den übelsten Despotismus einzuführen.

Die erstarkenden Japaner versuchten als erste, den chinesischen Kuchen anzuschneiden und Korea als Einflußsphäre zu gewinnen. Ueber dem Widerstand der Chinesen brach 1894 der offene Krieg aus, in dem Japan eine überraschende Schlagkraft zeigte. Da hielt es Europa, von den Chinesen um Vermittlung ersucht, doch für geboten, den völligen Zerfall des Reiches zu verhindern und dafür zu sorgen, daß Japan, das als «Gelbe Gefahr» neben dem «chinesischen Kuchen» auftauchte, nicht einen zu großen Bissen von demselben wegschnappe.

In China erstarkte infolge der Niederlagen während dieses Krieges und des Staatsstreiches von 1898 die nationalistische Bewegung. Von reaktionären Elementen wurde sie zu einer fanatischen Fremdenfeindlichkeit gesteigert.

Träger und fanatische Schürer dieses Fremdenhasses waren die Boxer, so genannt auf Grund einer fehlerhaften Übersetzung ihres chinesischen Namens «Fäuste der Gerechten Harmonie». Die Kaiserin, der eigentlich jeder chinesische Nationalismus ein Greuel sein mußte, da sie selber eine Mandschu, eine «Fremde» war, glaubte, keinen anderen Weg zur Rettung mehr offen zu haben und entschloß sich, die Boxer, die sie kurz vorher noch mit Verboten verfolgt hatte, offen zu unterstützen.

Ein Jahr nach dem Staatsstreich von 1898 begannen die Boxer die chinesischen Christen zu verfolgen. Ende des Jahres ermordeten sie einen englischen Missionär. Die europäischen Mächte suchten sich inzwischen über die zu erfassende Maßnahme einig zu werden sowie über die Wie der Aufteilung des «chinesischen Kuchens». Eine intereuropäische Armee wurde nach China gesandt. Am 12. Juni 1900 begannen erste Ueberfälle auf christliche Chinesen. Am 20. Juni wurde der deutsche Gesandte Ketteler auf dem Wege zum chinesischen Außenamt, wo er gegen die Vorgänge protestieren wollte, ermordet. Dies war die Antwort auf die Einnahme des Forts Taku durch internationale Truppen. In Peking selbst begann die Umzingelung und die Belagerung des Gesandtschaftsviertels, die bis zum 14. August dauerte. An diesem Tage wurde Peking von den internationalen Truppen genommen. Der Hof floh nach Schianfu. Die Sieger konnten sich nicht bis zum Herbst 1901 über die zu diktierenden Friedensbedingungen einigen. Schließlich konnte das Friedensprotokoll unterzeichnet werden und China schien am Ende seiner staatlichen Existenz.

Die scheinbare Dekadenz Chinas dauert bis in unsere Tage fort. Die wirkliche Lage Chinas ist aber eine ganz andere als die, die der oberflächliche Beobachter sieht. China ist eine Nation im Werden. Wird einmal der Prozeß der Entwicklung Chinas vom Volk zur Nation beendet sein, dann werden die Chinesen nicht nur die stärkste Rasse, sondern auch die stärkste Nation der Welt sein. Die größten Gefahren, die China bedroht haben, sind vorüber, besonders seitdem die Vorgänge vor, während und nach dem Weltkrieg bewiesen haben, daß die Spannungen unter den kapitalistischen Mächten viel zu groß sind, als daß die eine der andern ein größeres Stück des «chinesischen Kuchens» gönnen möchte. Die Eifersucht der eroberruglustigen Staaten bewahrt China vor dem Untergang.